

Unterhaltungs-Beilage

Der Weg durchs Addermoor

ROMAN VON
KARL STRECKER ¹¹⁴

COPYRIGHT 1927 BEI ERNST KEILS NACHFOLGER
(AUGUST SCHERL), G.M.B.H., BERLIN UND LEIPZIG

Den Ausschlag hatte für ihn seine Arbeit über Schuld und Sühne in der Göttingen Komödie gegeben. Der Schulrat, ein kleines, wichtigendes Männchen mit großer Gelehrsamkeit, war erstaunt gewesen über die Höhe der sittlichen Anschauung bei einem so jungen Menschen, über diese durchdringende Liebe zum Guten und Edlen...

Dieter nahm die Mitteilung gleichmütig hin. Was ging ihn die s all's noch an. Ein Gezeichnete war er: ein Kind verbrochener Eltern und selbst Dieb und Einbrecher, ausgestoßen und geächtet von allen anständigen Menschen, ohne Geld und ohne Hilfe würde er in das Leben hinausströmen...!

Denn was sollte jene unklare Wendung des Rechtsanwalts: „Erst nach dem Examen würde die Sache in Fluß kommen“ anders bedeuten?

Nebrigens: wie kam denn dieser Dr. Wiesohki dazu, in seine Angelegenheiten hineinzukniffeln? Er war der Gutskamwalt, aber der persönliche juristische Berater Wintorps war der greise Ingerat Silberstein in der Hauptstadt, ein Studiengenosse und bewährter Freund seines Wohltäters, dem er auch die Akten, die seine Eltern betrafen, hatte einhändigen wollen. Eine telephonische Anfrage bei Silberstein erzaß, daß er ein solches Patent nicht erhalten habe. Offenbar hatte Wintorp bei seiner eiligen Abreise zur Operation vergessen, es mitzunehmen. Also waren diese Papiere noch in Barsekow. Mit solchen Erwägungen beschäftigt, dachte Dieter kaum noch an das Examen. Er hätte dies Verhör seiner Kenntnisse, dies umständliche Herausheften des systematisch eingepfropften ohnehin in seinen jetzigen Zustand schwerlich ertragen. Das Leben hatte schwerere Prüfungen als diese. Und da gab es keinen Dispens...

Ach, dachte er bitter, das Leben hat auch andere Anschauungen von Schuld und Sühne als die jener Komödie, die man die Göttinge nennt. Doch kam ihm das Lachen nicht von Herzen. Er wurde nachdenklich.

Und wenn hier, dachte er, wenn in der Liebe wieder seine Rettung lag? Liselotte konnte nicht schlecht von ihm denken, so wenig wie ihr Vater. Ja, hatte man Wintorp gar nicht gefragt? War er wirklich schon abgetan? Wenn er auch nur einen lichten Augenblick hatte, mußte er für ihn zeugen. Aber gewiß würde seine hochmütige Frau, die Dieter immer nur als Eindringling gesehen, dem Sterbenden gar nichts davon sagen und alles auf eigene Hand in so gehässiger Weise bestimmen.

Und schon war sein Entschluß gefaßt. Er wollte selber nach Barsekow gehen. Die zwei Meilen würden schnell geschafft sein. Er wollte direkt zu seinem Pflegevater, und sei es auch nur, um ihm noch einmal die Hand zu drücken.

Was sich am folgenden Abend begab, ist Dieter später wie ein wildwüster Traum erschienen, von dem einzelne Bilder, fehenhaft herausgerissen, ihn oft noch, im Schlaf wie im Wachen, beunruhigten.

Er sieht sich im sinkenden Herbstabend durch brauende Nebel auf der bekannten Straße fortreiten. Hin und wieder überströmt ihn jäh der helle Lichtschein eines Kraftwagens, tutend und stinrend ist er vorüber. Erkannte er in dem einen, der von Barsekow kam, nicht Dr. Wiesohki mit einem andern Herrn? Sturm scheucht den Nebel. Mondlicht kämpft schwach. Warum läuft er so? Nach zweistündiger Wanderung macht er atemlos in einem Dorfstrug Halt. Er ist erschöpft. Ein Glas Bier und ein Schinkenbrot werden hastig verzehrt, unter argwöhnischer Beobachtung der drei Arbeiter, die um den Tisch vor dem Ausschank sitzen und bei seinem Eintritt verstummt sind.

Weiter durch die Nacht. Ziehende Wüldgänse schreien über ihm. Endlich — da ein Lichtpünktchen in der Ferne. Es weist ihm Ziel und Weg. Denn aus solcher Höhe leuchtet hier in der Umgegend nur ein Erdenstern: die Turmwohnung, der Leuchtturm seines Lebens, er wird ihm auch in dieser schwersten Sturmnot Wegweiser sein.

Als er näher kommt, erkennt er, daß auch das Stockwerk darunter, die Räume der Frau Wintorp, hell erleuchtet sind.

Wie einsam das Lichtlein darüber steht, als wollte es erlöschen...

Dort oben ist sein Ziel. Leise und heimlich will er hinauf. Aber wütendes Hundegekläff hält ihn im Dunkeln, schon hundert Schritte vom Schloßeingang, auf. Nach jenem Einbruch waren auf Wunsch der Frau Leonie gleich drei vierbeinige Wächter angeschafft worden. Dieter ruft die Hunde bei Namen und beruhigt sie. An der Aufsicht, dicht vor der Rampe, strahlt doppeltes Laternenlicht kegelförmig in die dunstige Nacht, ein kleiner Aufschwager fährt langsam um das Rundteil herum; man hörte das leise Klirren der Randarenstangen und Klammletten, mit denen die Pferde ungeduldig spielen.

„Guten Abend, junger Herr“, sagt, als Dieter in den Lichtschein tritt, eine jugendliche Stimme. Dieter erkennt auf dem Boden den hübschen John alias Jean, zu deutsch Johann. Er bewegt die Pferde des Selbstfahrers. Also ist jemand aus Altenbeek zu Besuch.

Das Hauptportal ist verschlossen und dunkel. Dieter klopft am beleuchteten Seiteneingang. Niemand öffnet. Das Flurlicht fällt auf den Ankömmling.

„Guten Abend, Niemann“, sagte Dieter freundlich zu dem Alten, mit dem er immer gut gestanden hat. Aber das glattrasierte, faltige Dienerrantlich wird starr wie Stein. Entsetzt blickt ihn die wimperlosen Augen an.

„Nein, junger Herr, nein“, stammelt er, wehrt mit einer Handbewegung den Eindringenden ab. „Nehmen Sie schnell um“, flüsterte er erregt.

Dieter fuhr die Zornesader wie ein Blut über die Stirn. Was unterstand sich diese Lakaienrolle, die ihm hundertmal unterwürfig bedient hatte und nur freundlich von ihm behandelt worden war! Die wollte ihn hier wie einen Eindringling aus dem Schloß weisen? Er drängte ihn, mit einem Ellenbogenstoß beiseite und eilte in langen Sprüngen die teppichbelegte Treppe hinauf.

„Du Sil —“ Er wollte um Hilfe rufen der alte Niemann. Aber das Wort erstarrte ihm in der Kehle. Sein Leben lang gewöhnt, zu gehorchen, war die brave Seele durch die herrliche Geste Dieters und den Stoß so eingeschüchtert, daß er in unwillkürlichem Gehorsam die Lippen schloß. Wer so auftrat, sagte ihm sein urväterlicher Dienerrantlich, mußte zu befehlen haben, also im Recht sein...

Atemlos langte Dieter oben an. Eine Krankenschwester stand vor der Tür der Turmwohnung. Sie winkte Dieter mit der Hand.

„Gehen Sie nicht hinein, der Kammerherr von Brooken hat mich hinausgeschickt, er will mit seiner Erzellenz noch was Geheimnes besprechen. Aber du lieber Himmel, der weiß ja von gar nichts mehr.“

Dieter horchte. Es sprach auch niemand da drinnen. Alles still. Also gehen wir hin-in.

Leise öffnete er die Tür. Das große Zimmer war schwach erleuchtet. Regungslos lag, bis an die Brust leicht zugedeckt, die lange Gestalt Wintorps auf dem Ruhebett, das entschuldig abgemagerte Gesicht halb verbunden.

„Vater, lieber Vater“, flüsterte Dieter tief erschüttert.

Ein Geräusch kam vom Schreibtisch her. Dieter bemerkte jetzt erst, daß die Schreibtischlampe brannte. Die Gestalt des alten Brooken erhob sich und trat heran. „Was wünschen Sie?“

Aber Dieter war so ergriffen, daß er kein Wort herausbrachte, nur immer wieder auf den Kranken sah und leise den Kopf schüttelte.

„Ich will Ihnen diesen letzten Abschied nicht verwehren“, sagte Brooken mit rauhem Kehlkorn, „aber ich rate Ihnen, machen Sie es kurz, und dann —“ er warf einen Blick nach der Tür.

Dieter blickte trotzig auf. „Ich wollte mir auch meine Papiere abholen.“

„Was für Papiere? Ich weiß von keinen Papieren.“ „Aber ich! Sie liegen in einer versiegelten Mappe hier rechts im zweiten Schubfach des Schreibtisches.“

„Da könnte jeder kommen. Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu verhandeln.“

„Aber es ist mein Eigentum!“ rief Dieter. Außer sich, trat er an das Bett des Kranken. „Vater“, rief er, „lieber Vater!“

Ueber die geschlossenen Wimpern des Sterbenden zitterte eine leise Bewegung.

„Dieter ist da!“ rief er noch einmal dicht neben ihm. Wintorp schlug die Augen auf, schloß und fremd. „Dieter!“ Bei dem nochmaligen Ruf ging ein Schimmer von Glanz und Leben über die starre Iris. Langsam wandte sich der Blick ihm zu. Ein unsäglich rührender Hauch der Freude flog über die noch immer herrlichen Augen.

„Aun will mir mein Eigentum nicht geben. Die Mappe!“ rief Dieter verzweifelt.

„Still“, sagte jetzt Brooken hart. „Beigen Sie mir die Mappe!“

Dieter bemerkte noch mit Schauern, wie die Augen des Kranken schon wieder, starr und fremd geworden, geradeaus blickten, wie in weite Ferne.

Dieter trat an den Schreibtisch. Im selben Augenblick nahm Brooken die kleine Schreibtischlampe und setzte sich an die rechte Ecke des Schreibtisches, so daß der größte Teil der mit Papieren bedeckten Platte im Dunkel blieb. Die Schublade war halb geöffnet und verframt. Dieter fand sehr bald die Mappe und zog sie heraus.

„Aber da sind ja die Siegel fort!“ sagte er betroffen.

„Was für Siegel? Schon möglich, daß, wenn wirklich Siegel dran waren, sie abgelöst sind — wir ordnen die Papiere seiner Erzählung. Da muß natürlich alles nachgesehen werden.“ Wenn das Ordnen ist, dachte Dieter. Laut fuhr er fort: „Sehen Sie hier, es sind nur die Papiere, die meinen Vater und mich betreffen.“

„Glaub's schon“, sagte Brooken, der wohl Gelegenheit gehabt hatte sich davon zu überzeugen. „Nehmen Sie die Mappe mit. Und dann —“

Dieter sagte nur ein kurzes „Danke“ und drehte sich um. Noch einmal trat er an das Sterbebett. Er nahm die auf der Decke liegende Knochenhand und drückte einen langen Kuß darauf. „Gib Dank, lieber Vater“, flüsterte er unter hervorbrechenden Tränen, „hab Dank für alles.“ Noch einmal küßte er die kalte Hand.

Der Kranke hörte ihn nicht, und seine Augen blieben ruhig, als wäre er schon in einer anderen Welt. „Da ich schaue der Sterne lichterem Schein und höre volleren Klang.“ Nur ein leises Rufen der Wimper verriet, daß er den Kuß gefühlt hatte. Ieder ein Kleines . . .

Dieter preßte sein Taschentuch vor den Mund und biß hinein, um ein Ausschlagen zu verhindern. Er wendete sich zur Tür — vor der man jetzt Stimmen hörte.

Noch bevor er den Drücker sah, die Tür von außen geöffnet. Zwei Diener standen auf der Schwelle, hinter ihnen Niemand. Sie wollten ihn offenbar hinunterholen. Als er jetzt plötzlich vor ihnen stand, zögerten sie und blickten auf Niemand.

Dieter schritt, ohne von ihnen Notiz zu nehmen, durch sie hindurch, der Treppe zu.

Unten hörte er weibliche Stimmen. Die Flügelthür zum Salon der Hausberrin war weit geöffnet, so daß heller Lichtschein auf das dunkle Gelaß des großen Treppenhauses, die schwarzen geschwungenen Geländer und die rotgemusterten Stufenläufer fiel.

In der Tür stand hell beleuchtet Frau Leonie. Die hohe schlanke Gestalt mit dem weißen Hauptkissen aufgerichtet, das strenge Sperberprofil feillich so vom Kronleuchter bestrahlt, daß Dieter deutlich die kleine blaue Ader über ihrer Braue bemerkte, die ihr einen Ausdruck von Anstrengung und Bedrängnis gab. Dem aber widersprach der harte Blick des Abscheus und des Hasses bei Dieters Erscheinen.

Neben ihr stand Irene, an der anderen Seite, einen halben Schritt zurück, Liselotte und Bogislaw Brooken, der gestern sein Gamen bestanden hatte, alle den Kopf nach oben gewendet; aber als Dieter jetzt die Treppe herabkam, den grünen Hut in der Hand, das Paket mit den roten Siegelresten unter dem Arm, hastigen Schrittes, erhob und bestaunt, das Paar wie an der Stirn lebend, die aerdeten Augen flackernd von Weis, Rot und doch stolzer Entschlossenheit — da wich die alte Dame ersticht ins Zimmer zurück mit einem halbblauen Wort zwischen den Lippen. Dieter meint „Einbrecher“ zu vernehmen.

Als ins Mark erschrocken, streckte er das Paket vor und ließ die Worte heraus: „Das ist mein Eigentum, Erzählung, die Alten meines Vaters, Ihr Gatte hat sie mir selber eingestiegt.“

Aber schon war Frau Leonie in den Salon zurückgetreten, ohne auf ihn zu hören. In furchtbarem Rot sah Dieter auf Liselotte.

Wie vergaß er diesen Augenblick: aus den sonst so hellrosigen Wangen war jeder Blutstropfen gewichen. Liselotte hatte es immer verstanden, ihre Empfindung zu meistern — aber jetzt? War es Angst, Schreck oder Abscheu? Diese festschreckte Falte über

der Stirn stand wie ein Ausrufungszeichen. Rätselhaft Schrift, die über ihr Gesicht lief, wo die Worte sich zu ähnelten, die Empfindungen sich zu freuzigen schienen. Von den wenigen Sekunden, die Dieter, nicht minder entsetzt als sie, ihr gegenüberstand, blieben ihm nur diese starr und fremd aufgerissenen Medusenaugen in Erinnerung. In ihnen erkannte er die Tiefe der Klust, die sich hier zwischen Mensch und Mensch aufgetan hatte. Da gab es keine Brüden mehr . . .

Er stürzte davon. Kaum bemerkte er noch — und erst später wurde er sich dessen bewußt, daß Irene allein ihre Fassung bewahrt hatte und daß der junge Brooken, sein alter Feind, sich, merkwürdig genug, halb abgewandt zurückhielt.

Irene, die vielleicht wissender war, als die anderen, hatte ihr blindes Anlitz ihm horchend zugewandt, als suchte sie ein Geheimnis zu ergründen, wozu die Organe der Sehenden nicht ausreichten. Ein Geheimnis, das noch über den plumpen Wortbegreifen Wörse und Gut mit den Bedingungen des Lebens selber verweben war.

Als Dieter unten am Portal anlangte, fand er es verschlossen. In seiner Erregung merkte er nicht, daß nur der schwere Kiesel von innen vorgehoben war — der vorsorgliche Niemand hatte es nicht vergessen — mit zitternden Händen rüttelte er an der Tür, erst als einer der Diener, die inzwischen heruntergekommen waren, ihm helfen wollte, fand er den Kiesel, zog ihn zurück und stürzte in die Nacht hinaus.

Ein kalter, feuchter Wind schlug ihm den Herbstgeruch weilen Laubes ins Gesicht. Nach einigem Stolpern im Dunkeln hatte er von der Rampe herunter gerade den Weg gefunden, als die Schloßtür noch einmal geöffnet wurde. Es war Niemand's Stimme, die ihm nachrief: Das gnädige Fräulein Irene habe angeordnet, daß er zurückgefahren werden solle. Seine Sachen sollten gleich mitaufgeladen werden.

Dieter hörte nicht auf ihn, es wäre ihm unmöglich gewesen, noch einmal umzukehren. Erst weit draußen, auf freiem Felde blieb er inmitten der Straße stehen und sah sich atemerschöpfend noch einmal um. Nur ein einziges Lichtlein winkte noch von Barjelow herüber, da die Parkbäume die unteren Stodwerk des Schlosses noch dieser Seite hin wie eine Mauer verbargen. Es war der letzte Gruß aus seinem Jugendland: und kam aus dem Sterbezimmer seines unregelmäßigen Wohlthäters. Was dort als kleiner Goldpunkt aufstimmerte, war sein Stern auf Erden gewesen. Nun hieß es, auch von dem Abschied nehmen für immer . . .

Gänzlich erschöpft kam Dieter am hellen Vormittag wieder in seiner Pension an, wo er die alte Dame, die schon in tausend Angsten gewesen, unwirsch beruhigte. Er verjagte zu schlafen. Aber er war übermüdet. Zu ungeduldig, den Schlummer länger als eine Stunde zu suchen, stand er auf, zog sich um. Er geräumte eine kleine ökonomische Sparbüchse, die ein paar Gold- und Silberstücke enthielt, und ging zum Waffenschänker. Vor dem Schaufenster blieb er stehen und betrachtete dort einige der ausgelegten Handfeuerwaffen. Seine Wahl fiel auf ein mittleres Kaliber, eine Militärpistole neuerer Art. Als er den Laden betrat, fand er den Inhaber des Geschäfts in eifriger Verhandlung mit einem hochgewachsenen Herrn vom Lande, der gerade eine Pistolenbüchse im Anschlag probierte.

„Mir liegt sie ausgezeichnet, ob sie aber für meinen Jungen — na, er kann sie ja umtauschen“, sagte er absehbend mit Inzardener Stimme. Diener kannte den Herrn flüchtig von Barjelow her. Es war ein entfernter Nachbar. Dieter verließ unbemerkt den Laden, um später wiederkommen.

Auf der Straße sah er von weitem den Barjelower Koffertwagen herankommen, mit Emil, dem zweiten Kutscher, auf dem Boß. Sobald er Dieter erblickte, legte er die Hand an die Mütze und hielt an. Es waren Dieters Sachen aus Barjelow, die ihm geschickt wurden, ohne ein Wort dazu sagen zu lassen. Er beauftragte Emil, die Sachen in seiner Wohnung abzuladen, und schenkte ihm einen Taler.

„Seine Erzählung sind heute vormittag, gerade als ich dabei war, die Sachen aufzuladen, gestorben“, sagte Emil traurig.

So lautete die einzige Anzeige vom Tode Wintorps, die Dieter erhielt. Er kaufte einen großen Kranz, ließ auf die Schleife nur: „Ein Dankbarer“ pressen und schickte ihn, ohne sich als Absender zu nennen, nach Barjelow.

Als er aus dem Alumnatraden trat, sagte er beinahe unwillkürlich und ohne sich des Sinnes voll bewußt zu sein, vor sich hin: „Eein Geist ist's, der mich ruft.“

Zu Hause fand er seine Sachen auf dem Sofa zusammengepackt vor: Anzüge, Wäsche, Bücher, eine kurze Pistole und auch sein Jagdgewehr, einen Drilling, den Wintorp ihm einmal zu Weihnachten geschenkt hatte. Beim Anblick dieser Dinge, die ihn an so glückliche Stunden erinnerten, kamen ihm die ersten Tränen. (Fortsetzung folgt.)

Wie Ohm Hein starb

Skizze von Wilhelm Treue.

Ohm Hein ging an Bord seines Ewers. Mit großen, nach Seemannsart ein wenig schwankenden Schritten verließ er sein Haus hinter dem Deich. Unter dem linken Arm trug er einen Sack mit Brot und Wurst. Sein Gesicht leuchtete wie die Sonne, und er freute sich wie die vielen großen und kleinen Sommerblumen um ihn herum. Heute fuhr er allein, ohne seinen Sohn, der dabei bleiben und auf einen kleinen Erben warten mußte. Er aber wollte nach der Art alter Leute nicht sein Handwerk durch so etwas unterbrochen sehen. Er würde ja den Entel bei der Heimkehr betrachten können, obgleich er auch recht neugierig auf ihn war. In des hatte er das Boot erreicht. Der Junge nahm ihm die Palette aus der Hand und trug sie hinüber zu seinem Ewer „Gertrud“. Dort empfing ihn der Bestmann. Sie verstaute ihr Zeug, sahen noch einmal ins Binnenland zurück, wo in dem Sonnenglast die Fischerhäuser lagen, und rund herum die grauen und braunen geflickten Segel und Reize aufgehängt waren. Dann sehten sie die Segel und trieben mit der Ebbe flugabwärts. Weit vor ihnen zog ein Ueberseefeamer durch den Fluß, und neben ihm wimmelten die Fischerboote umher. Kleine und große, schmale und breite, alle zogen hinaus auf die See zum Fischfang. Als die „Gertrud“ schon weit unten war, und die Sonne schon im Meer vor ihnen verlöschen wollte, da mußte Ohm Hein sich doch noch einmal umdrehen und zurücksehen. Erkennen konnte er nicht mehr sein Haus; aber in Gedanken war er dort. Nun hatte ihn die Neugier mächtig gepackt. Hatte er schon einen Entel? War es ein Junge? Ein Mädel? Groß und stark, klein und zierlich? Alles das bewegte ihn jetzt, während er am Ruder stand. Und die Sonne ging unter, sie zerschmolz in der salzigen Flut, und ein Strom von Farben rann dem Schiff entgegen, hüllte es ein, gab es frei und hüllte es wieder ein. Rot und gold, orange und karmin, broteten und grün schillernd, bis das Meer langsam blau und schließlich schwarz wurde. Da war es Nacht, und Ohm Hein gab das Ruder dem Bestmann.

So ging es ein paar Tage. Der Fang war gut, das Wetter auch, nur Ohm Hein hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Es schien ihm, als hörte er einen kleinen Mund laut schreien, nach ihm schreien. Heute nacht noch wollte er das Netz auf dem Grunde schleifen und sich füllen lassen. Dann sollte es, heidi, heimwärts gehen. Aber in der Nacht drehte sich der Wind. Vor sich her blies er ein Heer von Wolken, die den Mond und seine Sternentrabanten fraßen und dem Meer den märchenhaften, silbrigen Glanz raubten. Es wurde schwarz und empört. Rudertag, in großen Stößen sprang es gegen den Bug an, leckte über ihn hinaus und fiel aufs Deck. Dann wieder ebnete es zurück, als wollte es das Boot versuchen, und fiel von neuem darüber her. Und oben in den Segeln begann der Wind zu heulen. Erst leise, als scheute er sich, die Nachstraße zu stören; aber dann immer lauter und grimmiger, sich an sich selbst ermutigend. Der Junge lief unter Deck. Als er wieder herauf kam, war der Ohm bei ihm, beide trugen Regenmäntel und schwere Seestiefel. Der Bestmann gab dem Eigner das Ruder, ging unter Deck und holte den Mantel. Als hätte das Unwetter nur darauf gelauret, begann jetzt mit einem Male ein unbändiges Toben und Brüllen. Dichte, schwere Hagelschläge warfen sich über die „Gertrud“, als wollten sie sie erdrücken. Am Ruder stand Ohm Hein. Er hatte sich angebunden und schrie, beide Hände am Munde, seinen Leuten etwas zu, das diese nur raten konnten. Meffen! Vorsichtig gingen sie an die gefährliche Arbeit, und beinahe waren sie schon fertig. Da, eine neue Welle. Dort knallte das Segel in die Luft, und krachend und splitternd kam die Fock von oben. Die beiden hatten sich instinktiv hilfesuchend zum Ruder gedrängt und saßen dort nun ihren Allen liegen. Schattenshaft hob sich sein Gesicht hervor aus einem Wust von Ruch, Tau und Splintern. Der Junge sprang ans Ruder, und behutsam richtete der andere den stöhnenden Körper auf. Hein war ganz klar bei Besinnung. „Geh' ans Ruder, der Junge soll kommen“, prahlte er hervor. Und dann lehnte er sich schwer auf den zitternden kleinen Kerl, der ihn behutsam in die Koje führte.

Dort lag Ohm Hein. Er fühlte fast keine Schmerzen. Nur der Kopf, auf den eine Spiere gefallen war, ruhte geschwollen in den tiefen, rotlarierten Kissen. Wenn eine schwere See das kleine Boot vor sich her warf wie eine tote Kuster und dabei die Laterne, die an der Decke hing, hin und her pendelte, dann war dem Ohm, als stäche es ihn in der Brust. Aber immer war es bald wieder vergessen, und hinfühlen mit der Hand konnte er nicht. Dazu war er zu schwach. Langsam ließ oben der Sturm nach. Das Meer beruhigte sich, und als der Bestmann hinunter kam, fand er seinen Herren ruhig schlafend. Die „Gertrud“ lief mit der Flut landeinwärts, als Ohm Hein erwachte. Nicht lange mehr und er hörte an Deck Scharren und Klappern und gegen Mittag gab es einen Auf: Der Anker war gefallen. Gleich kamen dann auch seine beiden Leute. Sie nahmen den trugen den alten, bleichen Mann vorsichtig ins Boot und fuhren ihn ans Land.

Ohm Hein lag im Bett in dem Schlafzimmer. Er war wieder munter geworden und schien kräftiger. Aber es schien nur. Er selbst mußte, daß es mit ihm zu Ende ging. Das Stechen und Stoßen in der Brust hatte zugenommen, es schmerzte jetzt häufiger. Und der alte Ohm sah aus dem geöffneten Fenster hinaus, über die Blumen hinweg in den Garten. Dort waren Beete mit kleinen feinen Blumen, die sich der Abendsonne zunigten und deren schwerer Duft vom Winde in wogenden Wellen ins Zimmer getragen wurde. Sie schmeichelten um den Allen, in dessen Augen sich die Sonne spiegelte. Ganz ruhig war es um ihn. Nur eine verirrte Biene summte hinter den Gardinen, und von drüben, vom anderen Flügel des Hauses her, hörte er ein dünnes Stimmchen kratzeln und dazu eine Frau Schlaflieder singen. Sein Entel, sein Gut! Wie zufrieden er war. Gegenwart und Zukunft. Sohn und des Sohnes Sohn. Konnte er da unglücklich sein? Weisheit umschwebte ihn der schwere Meistenluft und der sammetne Geruch von Rosen. Langsam schlief er ein, ruhig, mit wissendem Rücken fand er den Schlaf, aus dem sich niemand zurückfindet in dieses Leben.

Zigeunertwallfahrt

Allen sind sie bekannt, die dunklen, in zerklüfteten Lumpen oder falschem Prunk umher wandernden Gestalten der Zigeuner. Heute kommen sie, lagern vor dem Dorfe und lassen die Einwohner besorgt auf ihr Gähnervolk achten; morgen sind sie wieder verschwunden. Sie scheinen keine Heimat, kein Vaterland und keinen Glauben zu haben. Und doch gibt es einen Ort, den die Zigeuner Europas aufsuchen und als ihr Mekka betrachten. Sainles-Maries-de-la-mer. Ein Dorf im Rhonetal, hingekauert in den hellen Sand der Wüste, der Wallfahrtsort der Zigeuner. Sarah, die ägyptische Dienerin der heiligen Marien, Maria Jacobäa und Maria Salome verehren sie hier. Dem rastlosen, verachteten Volk, das seine Abkunft aus dem Nilthal herleitet, ist sie, die niedere Skabin aus Aegypten, die Schutzpatronin.

Leuchtend blau wölbt sich der klare Abendhimmel über der niedrigen, f-stungsartigen Kirche. Die ständige Gefahr durch rauernde Sarazenen ließ die Gläubigen hier einen sicheren, mauerungsgürteten Zufluchtsort für die heiligen Reste und sich selbst schaffen. Die Neuzeit hat am Bau nichts geändert. Es sind nicht die malerischen Gestalten aus „Larmen“, die zweimal hier im Jahre hier zusammen kommen, sondern die aller Poesie und Schönheit baren Zigeuner nördlicher Geenden, die Parais der Landstraße sowohl, die Kesselfieder und Korbflechter, als auch die sporenklirrenden Pferdehändler unter den breiten Samthüten, die prunkende Krone über der bunten Weste und ihre Helfer in abgetretenen rotgelben Schuhen. Den Tag über sieht man sie in Fahrzeugen aller Art ankommen, vom zweispännigen Jagdwagen bis zum elenden Karren, vom struppigen Köter gezogen. Sie richten sich ein, begrüßen Verwandte, Bekannte und erfüllen die Straße mit den gurgelnden Lauten ihres Sprachengewirres.

Am Tage gehört die Kirche den Marienverehrnern, nachts den Zigeunern. Sie drängen sich auf der Treppe zur Krypta, die nur ein kahles Gewölbe ist, in dunklen Schatten getaucht. Ein bescheidener Leuchter mit Kerzen, die den beiden Marien oben entwendet zu sein scheinen — warum sollen die Zigeuner nicht zu Ehren ihrer Heiligen den Auf als Diebe bestätigen — bettet einen eichenen Schrein an der Wand in dämmeriges Licht; es sind die Reliquien ihrer Schutzpatronin. Die ganze Nacht über sitzen sie auf den Treppentufen oder stehen an den Wänden gelehnt. Die jungen Leute sind segnige Gestalten; unsiel eilen ihre Blicke in die Munde und kehren forschend zum Schrein zurück, als sollte ihnen aus ihm das Heil kommen, das ihr verachtetes Volk ersehnt. Wie Gestalten Widel Angelos erscheinen ihre Köpfe im Dämmer der Gruft, wie Gestaltene vor den Pfosten des Paradieses. Die Frauen beschäftigen nicht den Auf von ihrer Schönheit; einige gleichen mit den schwarzen schlicht gescheitelten Haaren über dem dunkeln Gesicht Anderinnen; ihre flackernden Blicke verderben das wenig Anziehende, das die Natur ihnen gelassen. Andere suchen durch blickende Kämme und silberne Ohrgehänge die Häßlichkeit ihrer gelben Gesichter zu mildern. Sie alle zeigen, daß sie einem ruhelosen Volk angehören, das vielleicht erst durch andere zu einem Leben getrieben wurde, das ihnen die Verachtung aller eintrug. Schon der nächste Tag findet die Zigeuner auf allen Landstraßen, wo sie ihr ruheloses Leben fortsetzen.

Feststellungen

Von Kurt Bols-Stern

Weil Gedanken tollfrei sind, denken die meisten Menschen ihren Bedarf auf dem Importwege.

So mancher, von dem es heißt, er habe den Mut zur Wahrheit, ist nur zu feige, um zu lügen.

Der starke Zwetschgenschnaps

Humoreske von Irene Peetz.

„Gabe ich nun eine oder zwei Flaschen beim letzten Inventurenfall verbraucht?“ Nur durch die Krankheit konnte dem Herrn Rat solche Ungenauigkeit unterlaufen; kaum gesunder, schnüffelte er jetzt in allen Kellerreden umher, um Inventur zu halten. Eben wollte er die geleerten Flaschen nachzählen, als er die Gartentür aufschlagen hörte. Er begab sich nun schleunigst nach oben, denn seine Wirtschafterin, die von Besorgungen heimkehrte, verstand keinen Spaß.

Bei Tisch begann er das Verhör. „Ein Gläschen von dem guten alten Zwetschgenschnaps könnte heute nicht schaden.“ „Es ist keiner mehr da, es waren ja nur zwei Flaschen.“

„Gabe ich denn beide verbraucht? — „Gewiß, sonst wären sie noch da.“ Er nahm seinen Kalender aus der Tasche: „Am 4. November bekam ich den Schnaps, also abends ein Gläschen und am 5. wieder eins. Hätte ich vielleicht Buch führen sollen . . . ?“ Nur nicht aufregen wegen dieser einen Flasche!

„Ich habe den Schnaps nicht genommen und verbitte mir alle Verdächtigungen.“ — ärgerlich schlug sie die Tür zu. Gut, daß sie die Stelle schon gekündigt hatte, dachte sie sich dabei, denn bei so einem ehemaligen Untersuchungsrichter war es nicht zum Aushalten. Das ewige Mißtrauen reizte sie zur Bosheit. Sie versperrte die Küchentür und spektakelte so lange herum, bis der Mittagschlaf ihres Herrn unmöglich wurde.

Vor ihrem Austritt aus der Stelle übergab sie die Keller-vorräte: „Hier 12 Flaschen Rotwein, 15 Rosel und die Flasche Zwetschgenwasser, die Sie neulich nicht gefunden haben.“ — „So, so,“ lächelte höflich der Herr Rat; die hatte sie natürlich zur Seite getan und nun auf den Verdacht hin wieder bereit gestellt. Also deshalb hatte man sich voll tiefer Menschenberachtung in dieses kleine Gebirgsdorf zurückgezogen, um im eigenen Hause betrogen zu werden! —

Der alte Dorfpfarrer feierte sein fünfzigjähriges Priester-jubiläum. Eine Ehrengabe war gesammelt worden, doch wollte der Rat, der allwöchentlich mit dem Pfarrer tarokte, noch etwas Besonderes tun. Es sollte natürlich wenig kosten . . . Halt, — der alte Zwetschgenschnaps, das war ein kostbarer Tropfen! Der Rat begab sich also zur Festtafel. Gerade dankte der Priesterpreis seinen Pfarrkindern, daß sie so tief in den Beutel gegriffen hatten; doch wollte er diese stattliche Summe nicht für sich, sondern für gemeinnützige Zwecke verwenden. Der Pächlerbauer flüsterle seinem Tischnachbarn zu: „Siehst, i hab Dir's ja gleich g'sagt, da is nit riskiert, der Herr Pfarrer behaltet's net.“ Da trat der Herr Rat mit seiner staubbedeckten Flasche heran: „Dochwürden, eine schlichte Gabe, aber etwas erprobt Echtes, Seltenes, das ich nur durch günstigen Zufall erwischen konnte.“ —

Zwei Jahre lag der Zwetschgenschnaps im Pfarrkeller. Noch dem Tode des alten Herrn wurde das Inventar verfertigt. Die Frauen beteiligten sich vollzählig an der Versteigerung, teils aus wirklicher Pietät, teils, weil man sich erzählte, daß der Pfarrer Vorkriegs-Goldstücke irgendwo versteckt habe. Die Pächlerin ließ eine verrostete Spieluhr nicht los, „da kommt was drinnen sein“, zwei Nachbarinnen trieben die Preise um ein harmloses Kästchen unsinnig in die Höhe, ein zerrißener Lederlosser wurde zum begehrten Wertobjekt. Pächler, geärgert über das alberne Getue, kaufte die Flasche mit Zwetschgenwasser. „Da kann jeder lust sehen, das ich kein Goldstück derhoff.“ Dann zur Kessl: „Schnaps hab i selber. Kessl, den nimmt mit auf meine Alm und verlaufft ihn an einen Stadtherrn als was ganz Extra's, net unter zehn Mark, das übrige ghört dir.“

Die Kessl war ein schlaues Almdirndl, sie wollte die gute Gelegenheit rechtlich ausnützen, und Toni, ihr Bergführerschatz, war ihr dabei behilflich.

„Ich fühle mich heute nicht recht wohl und hätte nicht über Lust umzukehren,“ verächtliche Konjul Harding eines Tages seinem bewährten Bergführer Toni. — „Ja, war net aus, umkehr'n bei dem Brachtw'ter, na' na' mir rasi'n in der Almhit, nachher geht's schon wieder.“ — Gesagt, getan. „Kessl, i weiß, Du hast a ganz b'sondere Flaschen Zwetschgenwasser versteckt, da mußt h'ut rausrueden, dem Herrn Konjul is es net recht extra.“ — „Ja, der Bauer hat g'sagt, i derfs nur hergeb'n, wenn einer gan z am Abschnappen is, weil dös a ganz feiner, starker Schnaps is.“ — „Geshschau, Kessl, der Herr Konjul kommt doch alle Jahr so weit her zu uns.“ — „Kessl seien Sie nicht hartberzig.“ — „No, wenn's sein muß, aber Verdrub mit dem Bauern werd i hab'n.“ — Der Konjul beschwichtigte sie mit reichlichem Trinkgeld; ein verständnisvoller Blick zwischen Sennerin und Bergführer, die Flasche wanderte in Tonis Rucksack, und der alte Konjul versprach, sie nur im Notfall zu öffnen.

Toni verstand es vortrefflich, Touristen, denen es „Zwoa-erlei“ war, zum Ziel zu bringen. Er schilderte begeistert die Wirkung des alten, herrlichen Zwetschgenschnapses, durch die matte Greife wie junge Ziegenböde wieder fröhlich auf die Felswände kletterten, oder ein „halbtootes, älteres Fräul'n“ auf der

Unterarmstützte tanzte. Der Konjul, gestärkt durch die Entdeckung, solch sabelhaftes Universalmittel in greifbarer Nähe zu haben, erreichte die Alpenvereinsstube und präs dort lachend die Segnungen dieses seltenen Zwetschgenwassers, das schon Kräfte verleiht, bevor man die Flasche öffnete. Toni fügte hinzu, daß so ein ganz alter, starker Tropfen einfach unbezahlbar sei . . . Am Nebentisch horchte ein junges Pärlein. „Wie kann man eines Schnapses wegen so prahlen,“ meinte der Jüngling. — „Nun, so ganz abgeneigt bin ich dem Alkohol bei Bergtouren nicht,“ erwiderte sie. Er lachte: „Wirklich? Du möchtest wohl einen Damenlikör?“ — „O nein, wenn schon. Dann herbes Zwetschgenwasser. Lache mich nur nicht aus; eigentlich hätte ich selbst ganz gern so etwas Starres für unsere weitere Tour mitgenommen.“

Was tut ein junger Mann nicht, wenn er sich mit seinem angebeteten Mädchen gerade vor einer Woche verlobt hat? Kaum hatte er Toni allein erwischt, bestürmte er ihn: „Ich muß die Flasche Zwetschgenschnaps haben.“ — „Dös geht net, die kauft der Herr Konjul.“ — „Gibts nicht, was kostet sie?“ — Der Herr Konjul zahlt gut. — „Ich noch besser! Seien Sie verrünftig, ich muß die Flasche haben. Sagen wir 20 Mark.“ — Toni kratzte sich hinter den Ohren: „Man könnte ja dem Herrn Konjul eine andere Flasche einreden.“

„25 Mark, nun schlagen Sie endlich ein!“ Toni gab nach. Die Verlobten hielten beim Abstieg sonnige Paß. Das Zwetschgenwasser wurde behutsam aus dem Rucksack gegogen. „Weißt Schach, ich habe Dich für so überirdisch gehalten, und nun wolltest Du Schnaps trinken.“ — „Nur in besonderen Fällen, um mir Mut anzutrinken; heute habe ich ihn nicht nötig.“ — „So heben wir die Flasche auf. Ich habe eine Idee; wir wollen sie bei der feiertlichsten Gelegenheit, bei unserer Hochzeit, öffnen.“

Hochzeitstafel. Viele Gäste, etwas gedrückte Abschiedsstimmung. Ein taktvoller Onkel nennt alle Todesboten verstorbenen Familienmitglieder, um sie am Fest wenigstens geistig teilnehmen zu lassen. Großmütter schluchzen laut, die Nahrung greift panikartig um sich, das Bräutlein hat auch schon nasse Augen. Da besucht der Bräutigam fröhlichere Stimmung herbeizuladen; der Kellner bringt auf seinen Wink eine arg verkaufte Flasche, und der junge Ehemann erzählt launig, wie diese Flasche uralten Zwetschgenwassers am Verlobungstage mitbestimmend auf sein heutiges Glück gewirkt habe. Er nimmt die vergelteten Brautbescherlein, ein Erbstück der Familie. Sein Bräutlein soll sich mit einem Schlüßchen Mut antrinken zu einem Leben an seiner Seite. Er schenkt ein, beide trinken, aber die Braut verzieht das Gesicht, und — er spuckt den „Zwetschgenschnaps“ mit einem entrüsteten „Pfui Teufel!“ aus. —

Die Wirtschafterin vom Herrn Rat war doch ein Luder! Sie hatte aus Bosheit die vom Rat leer getrunkene Flasche mit Wasser gefüllt und wieder verziegelt, um ihn für sein unbedachtiges Mißtrauen zu strafen. Aber nochmals erfüllte das „besonders starke Zwetschgenwasser“ seine Aufgabe; ohne getrunken zu werden, hatte es die Hochzeitsgesellschaft in heiterste Stimmung versetzt.

Die Zeiten ändern sich . . .

Ein dänischer Verfasser bereitete sich und einigen Zeitungslesern in Kopenhagen kürzlich ein harmloses Vergnügen, indem er zwei Zeitungsnotizen, für deren Echtheit er sich verbürgte, zusammen veröffentlichte. Eine vom Herbst des Jahres 1881, die andere vom Herbst 1927. Sie lauteten:

1881

Henrik Jøsens neues Schauspiel liegt nun fertig vor. Vorläufig umgibt der Verfasser noch sein Werk mit tiefstem Geheimnis. Im Gegensatz zu Peer Gynt's unruhigem und aufrüttelndem Eigenenwechsel soll die Handlung des neuen Werkes denkbar einfach verlaufen. Wie der Verfasser andeutete, soll es sich um Gespenster (gegangene) handeln. Man sieht dem Stück überall mit größter Spannung entgegen.“

1927

Henry Fords neuer Wagen liegt nun fertig vor. Vorläufig umgibt der Fabrikant noch sein Werk mit tiefstem Geheimnis. Im Gegensatz zu der unruhigen und rüttelnden Gangart früherer Fordwagen, soll die Fahrt nunmehr ganz geräuschlos verlaufen. Wie der Fabrikant andeutete, soll es sich keinesfalls nur um einen Abklatsch (wörtlich: Gespenst) früherer Wagen handeln. Man sieht dem Wagen überall mit größter Spannung entgegen.

Also?

Mag es sich hierbei nun um eine neckische Laune des Zufalls oder um eine bewußte Nachahmung und Ausbeutung einer einst bedeutsamen Notiz für Reklamezwecke handeln, so steht doch fest, daß dieser seltsamen Zusammenstellung jedenfalls eine symptomatische Bedeutung nicht abzuspüren ist. Die Interessen der breiten Massen haben sich fast in allen Ländern während der letzten Jahrzehnte immer stärker vergrößert, so daß heute neue Theaterstücke eine weniger gangbare Ware als neue Automobile darstellen. Die Zeiten ändern sich . . .